Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen.

34te Woche. 1778.

Florival oder das besiegte Vorurtheil.

Eine moralische Erzählung. (Aus dem Französischen.)

Florival hatte kaum seine Studien geendigt, als er in einer Zeit von drey Monaten beyde Eltern verlor. Er hatte von der Natur ein gutes und fühlendes Herz erhalten. Man hatte ihn mit Sorgfalt und frühzeitig zur Tugend gebildet; allein die Jugend ist der Thorheit einen Tribut schuldig; sie verlangt Ergötzlichkeiten und nicht Grundsätze. Florivaln war von seiner Erziehung nichts als der hohe Begriff von seiner Geburt übrig geblieben, den man ihm unglücklicherweise ein wenig alzustark eingeflößt hatte.

Er war der einzige Sohn und Erbe seiner Eltern; noch nicht zwanzig Jahr alt, und von sehr einnehmender Bildung; und was brauchts mehr, um oft ein grosser Narr zu seyn. Florival wurde von seiner eigenen Situation getäuscht. Voll Achtung gegen sich selbst und Geringschätzung anderer, heftig in allem, was er begehrte, wenig aufgelegt zu ernsthaften Betrachtungen, immer von dem Reize eines jeden eiteln Vergnügens hingerissen, verliebt in seine Ideen, beständig in seinen Vorurtheilen, liebte er aufrichtig die Tugend, aber ohne sich viel Mühe zu geben, dieselbe auszuüben. Er fühlte lebhaft seine Fehler, und vermied sie selten; in Ansehung seiner Pflichten, wenn sie ihm nicht gefielen, erlaubte er sich so viel Freiheit, als wenn er ein Privilegium gehabt hätte. Jeder äusserliche Glanz wohlgewählte Kleider, eine prächtige Equipage, ein großer Train, mit einem Worte, die Eitelkeit und ein leeres Gepränge solten bey ihm Verdienste seyn.

Es ist sehr begreiflich, daß man mit allen diesen Eigenschaften vor den Ueberraschungen und der Heftigkeit der Leidenschaft nicht sehr gesichert ist. Er erfuhr dies auch bald bey sich selbst. Sein Haus lag in der Nachbarschaft des Herrn Sulmon, eines ehrlichen Bürgers und vertrauten Freundes seines Vaters. Florival hatte ihm wesentliche Verbindlichkeiten. Er hatte seiner Familie die wichtigsten Dienste geleistet, ohne ihn wäre dessen ganzes Vermögen verlohren gewesen, weil habsüchtige und ungerechte

Verwandte solches an sich zu reissen suchten. Dabey dachte Sulmon so edel, daß er für alle seine Dienste nie eine andere Vergeltung verlangt hatte, als blos die Zufriedenheit, sie geleistet zu haben. Dieser Herr Sulmon hatte eine einzige Tochter, Namens Lucinde, die bisher im Kloster gewesen war, und die er nun wieder zu sich genommen hatte, um sie gelegentlich zu verheyrathen.

Lucinde war in dem glücklichen Alter, wo man gern scherzt und lacht, ohne sich eben um die Folgen zu bekümmern. Ihre Züge waren noch nicht zur völligen Reife gekommen; allein ihren aufblühenden Reizungen fehlte darum nichts an ihrer Lebhaftigkeit und Bezauberung. Florival sahe sie, und war in dem Augenblicke sterblich verliebt. Als Freund von ihrem Vater und als Nachbar, hatte er keine Schwierigkeit, sie oft zu sehen, und jedesmal kam er bezauberter von ihren Reizen zurück. So sehr er inzwischen die Tochter liegte, und soviel Freundschaft und Achtung er für den Vater hatte, so sahe er doch Lucinden weit unter sich, und ließ sichs gar nicht einfallen, sie zur Frau nehmen zu wollen. Nun war die Schwierigkeit, wie sich ohne Verbrechen die Stärke seiner Leidenschaft und seines Vorurtheils mit der Freundschaft und der Erkenntlichkeit, die er dem Herrn Sulmon schuldig war, vereinbaren liessen. Dieser Gedanke machte ihm anfangs einigen Kummer: aber er war nicht gewohnt lange über seine Pflichten nachzudenken, noch seine Begierden durch Delicatesse der Empfindung zu besiegen. Er sog mit langen Zügen das Gift der Liebe ein, und gab blos der Sprache der Leidenschaft Gehör.

Wie glücklich wär ich, so dachte er bey sich selbst, wenn ich ihr den ersten Unterricht in der Liebe geben könte! Welch ein Vergnügen, einem jungen Herzen die ersten Triebe einzuflößen, die Natur in ihrer ganzen Einfalt zu überraschen! Die Furchtsamkeit des Widerstandes, die Verwirrung der Schamhaftigkeit, selbst der Schmerz und die Thränen, alles gefällt bey der schönen Unschuld. So waren Florivals Gedanken, und so waren auch seine Handlungen; und leider war er nur gar zu sehr dazu gemacht, seinen Zweck zu erreichen! Er hatte alle Talente, zu verführen, und verführte würklich; er mißbrauchte Lucindens Offenherzigkeit, und triumphirte über ihre Schwachheit.

Bey einem Herzen, das noch nie geliebt hat, ist der Eindruck des Vergnügens sehr lebhaft; dies junge Mädchen liebte ihn, aber mit aller Unordnung der Leidenschaft. Ihr Haus, ihre Verwandte, ihre Gespielinnen, alles war für sie traurig. Alles was nicht Florival war, machte ihr Langeweile. Sein Bild war stets vor ihren Augen. Wenn irgend ein Geräusch sie vom Schlaf erweckte, so glaubte sie, den Geliebten zu sehen. Ihre natürliche Heiterkeit war dahin, sie wuste nichts als lieben. Alle Kräfte ihrer Seele hatten das Gepräge dieser Empfindung angenommen. Herr Sulmon konte sich in diese Veränderung nicht die mindeste Vermuthung.

Florival war nun glücklich, wenn es möglich ist, es auf Kosten der Unschuld zu seyn. Aber, er hatte die Freundschaft verletzt, und der Rausch der Sinnlichkeit verflog bald, um der Wahrheit Platz zu machen. Mit Erstaunen und Beschämung fühlte er eine in seine Seele aufkeimende unwiderstehlige Unruhe. Er setzte ihr die leichtsinnigen Grundsätze seines Jahrhunderts entgegen, und dennoch vermochte ers nicht lange, gegen sich selbst auszuhalten. Sein Herz war besser als sein Kopf. Der erste Rausch seiner Leidenschaft war verflogen. Die Liebe zürnte über ihre eigne Fehler; die Wollust hatte ihre Binde zerrissen, und Florivals ganze Narrheit war an seiner Vernunft gescheitert,

Wie, sprach er bey sich selbst, ich habe meinen Wohlthäter, den Freund meines Vaters, verrathen können! ich habe ein liebenswürdiges Mädchen der Ehre und der Tugend abspänstig gemacht. Ihre Aufführung fällt bereits in die Augen. Ich bereite ihr den Unwillen eines empfindlichen und tugendhaften Vaters, und bin vielleicht Schuld, daß ihr nie eine anständige Verbindung zu Theil werden kann. Sie würde eine gute Hausmutter geworden seyn, und ist nun weiter nichts, als das verächtliche Werkzeug meiner Wollust; das Opfer, das ich meiner Liederlichkeit, meinem Müßiggange, und was weißichs, dem Vergnügen meine Thorheiten bekannt zu machen, darbringe. Hätte ich auch nur den Vorsatz, mein Unrecht wieder gut zu machen; allein, Lucinde schickt sich nicht für mich. Ihre Abkunft ist zu gering, ihr Vermögen zu klein, zwar ist sie schön, sie liebt mich, ich liebe sie wieder: aber, das ist auch alles. Und du wolltest also fortfahren, sie zu verführen und zu betriegen? O, wie schrecklich ist einer edlen Seele der Gedanke, die Unschuld zum Verbrechen geleitet zu haben!

Von diesen Betrachtungen betroffen war er sich selbst nicht mehr gleich; er war tiefsinnig, und sein Tiefsinn war mit Traurigkeit vermengt. Seine Seele war in sich selbst vergraben, ohne alle Lebhaftigkeit, und gleichsam der Vernichtung nahe. Sein Aeusserliches war von gleicher Beschaffenheit. So saß er einst, den Kopf nachläßig in der Hand, den Ellbogen auf der Fensterbank gestützt, und die Augen unverwandt auf die Erde geheftet, als sein Onkel, der Abt von C***, in sein Zimmer trat. Dieser Abt von C*** war für das Glück seiner Nebenmenschen gehoren. Er kannte die Menschen, er entschuldigte sie, er liebte sie; er urtheilte über das Laster und über die Tugend ohne Vrrurtheile. Sein edles Herz liebte das Gute selbst um des Guten willen, und niemals nach dem äußerlichen Scheine,

Dieser gute Onkel hatte ihn nie aus dem Gesichte verloren; er seufzte über seine Verirrungen; seine Vorstellungen waren immer mit der Sanftmuth, mit der Güte verbunden, welche die Eigenliebe schont, und die Seele geneigt macht, der Vernunft Gehör zu geben.

Was fehlt Ihnen, lieber Neffe, sprach er im Hereintreten, Sie sind traurig? — Ja, mein Onkel, das bin ich, und nichts gleicht meinem Zustande. — So sagen Sie mir doch, was Ihnen fehlt. — Was mir fehlt? ach! lesen Sies doch in meinem Herzen; entreissen Sie mich, wenns möglich ist, mir selbst; retten Sie mich von dem Hasse, von dem Ueberdruß des Lebens: ich sehe alles, meine Vergnügungen selbst, mit Abscheu an. Das Bild einer jungen Person macht mich unruhig, macht mich verwirrt; ich habe ihre Jugend verführt; Sie wissen genug davon, um mich zu verstehen. — Ja, mehr als genug; ersparen Sie sich eine Erzählung, die ich besser weiß, als Sie selbst; meine Zärtlichkeit für Sie ist wachsamer, als Sie glauben mögen. — Nun wohl, wenn Sie denn alles wissen, so wissen Sie auch, daß ich unwerth bin zu leben, daß ich die Rechte der Dankbarkeit, die Rechte der Freundschaft, und die Achtung, die der Unschuld gebührt, verletzt habe. — Aber, warum sind Sie darüber so sehr unruhig? — Wie meynen Sie das? — Sie müssen der Dankbarkeit Genüge leisten; Sie müssen Ihren Fehler wieder gut machen; Sie müssen Lucinden heyrathen. — Ich sie heyrathen? Ein Mädchen ohne Herkunft, fast ohne Vermögen! — Ohne Vermögen? haben Sie denn nicht ihrem Vater Ihr ganzes Vermögen zu danken? Und ohne Herkunft! da sieht man den Stolz der Menschen; ein Stand ist so gut als der andere; und doch scheint ihnen jeder Stand verächtlich, so bald er unter ihrem Range ist. — Wie? Sie wollen, daß ich mich zum Mährchen der Welt mache, und weil ich dem Vater Ver-

bindlichkeit habe, so wäre ich verpflichtet, die Tochter zu heyrathen? — Nein, die bloße Erkenntlichkeit zwingt Sie dazu nicht; aber, die Erkenntlichkeit, vereint mit Ihrer Treulosigkeit, mit Ihrer Undankbarkeit, verbindet sie dazu. Diese Pflicht ist heilig. Sie fürchten die Welt, und fürchten das Verbrechen nicht; gehn Sie, es kann uns nie entehren, daß wir gerecht sind. — Aber, wenn ich nun für ihre Glücksumstände sorge; sie soll sich nicht über mich zu beschweren haben. — Welche Sprache! So wähnen Sie denn, daß Glücksumstände jemanden über den Verlust der Unschuld trösten können? daß die Ehre um einen Preis feil ist? daß Thränen der Tugend mit Gold abgetrocknet werden können? — Nein, ich kann mich nicht dazu entschliessen; ich will meine Unruhe zu zerstreuen suchen; ich will die Verwandten meiner Mutter besuchen; ich reise nach Lyon, und will mich dort 1 oder 2 Jahr, wenns nöthig ist, aufhalten. — Und Lucinde? — Lucinde wird mich ohne Zweifel vergessen, wie ich sie zu vergessen suchen werde. Nun mochte der Onkel sagen und vorstellen was er wollte, er konnte nichts ausrichten. Wohlan, sprach er endlich, ich sehe, daß Sie meiner und meines Raths nicht bedürfen; ich verlasse Sie mit Ihren Vorurtheilen, welche die tugendhaftesten Empfindungen Ihres Herzens vereiteln. Mit diesen Worten verließ ihn der Onkel.

Florival blieb bey seinem Entschlusse. Er reisete am folgenden Tage, ohne weder von Lucinden noch von sonst jemand Abschied zu nehmen, nach Lyon. In den Gesellschaften dieser Stadt erschien er mit allem möglichen Glanz, mit aller Pracht; er spielte hohes Spiel, hielt offne Tafel für seine Freunde, und es fehlte ihm nichts, als eine Liebesangelegenheit, um sich das Vergangene völlig aus dem Sinne zu schlagen. Madame von B*** verschaffte ihm dazu bald eine Gelegenheit. Sie war eine von den Thörinnen, welche nichts Bestimmtes an sich haben, ausser vieler Einbildung auf ihre Schönheit, deren ganzes Verdienst in Galanterien besteht, welche die Gelegenheit erzeugt und der Müssiggang unterhält, stets vom Gegenwärtigen beherrscht, stets von jeder Neuheit hingerissen, ohne irgend einen eigenthümlichen Character zu haben. In ihrem ganzen Leben hatte sie vielleicht nie über sich selbst nachgedacht; sie verwechselte ihre Gedanken mit ihren Empfindungen und hielt für Liebe. Florival, jung, glänzend, und von der Welt verehrt, muste ihr nothwendig gefallen. Kaum hatte sie ihn gesehen, so strebten ihre Blicke, ihre Gebehrden, ihre Worte und alles was an ihr war, ihn zu ihrem Liebhaber zu machen. Florival, der sich zu zerstreuen suchte, und den nun ein artiges Frauenzimmer an sich zog, und ihm einige Schritte entgegen ging, säumte nicht, ihr den ersten Antrag zu thun. Sie nahm denselben sehr gütig auf, und war über seine kleinsten Dienstleitungen, über den geringsten Attentionen sehr vergnügt. Ihre Art, seine Aufwartungen anzunehmen, war ein nicht undeutliches Bekenntniß ihrer Schwäche. Der Roman war nicht lang. An einem schönen Frühlingsabend, den sie in einem Garten einander zubrachten, erhörte sie die Wünsche des Liebhabers. Die Nacht, das Landleben und die schöne Jahrszeit begünstigten ihre Liebe.

Aber, sie verstanden nicht genug die Kunst zu lieben, oder vielmehr, es war nicht Liebe, was sie für einander empfanden; sie kannten sich zu gut; sie hatten, ohne es selbst zu merken, ein Bedürfniß, einander zu verlassen.

Der Beschluß folgt künftig.